

Der Boxer, der keiner sein wollte

Es war die grösste Überraschung in der Geschichte des Sports: Buster Douglas besiegt den unbezwingbaren Mike Tyson. Und zerstört damit zwei Leben. Das von Tyson und sein eigenes.

Von Christof Gertsch und Mikael Krogerus, Das Magazin, 26.09.2020

Neujahrstag 1990. Die Eltern von Buster Douglas sitzen am Küchentisch eines kleinen Hauses in Columbus, Ohio, einer Stadt im Nordosten der USA.

«Stimmt es, was man über den Gegner unseres Sohnes sagt?», fragt die Mutter.
«Stimmt es, dass er ein Tier ist?»

«Ja», sagt der Vater.

«Ist er ... so wie du?»

«Ja», antwortet der Vater, früher selbst ein gefürchteter Boxer. «Ja, er ist wie ich. Er ist ein Killer.»

Er, das ist Mike Tyson. Der zu diesem Zeitpunkt bekannteste Boxer der Welt, in 37 Kämpfen 37 Mal als Sieger aus dem Ring gestiegen. Seit er mit zwanzig Jahren jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde, ist er der Mann, um den sich die Boxwelt dreht. Ihn umgibt eine Aura der enthemmten, nie da gewesenen Brutalität, selbst gestandene Boxer erstarren in Angst vor ihm.

Gegen diesen Killer tritt jetzt James Douglas an, den alle Buster nennen. Er ist ein guter Boxer, keine Frage, aber auch ein weicher. Einer mit Talent, aber ohne viel Ehrgeiz.

Bis zum Kampf sind es nur noch wenige Wochen, aber nach dem Gespräch mit ihrem Mann kommt Busters Mutter zum Schluss, dass sie den Fight verhindern muss.

Sie zitiert Buster zu sich: «Baby, du darfst nicht in den Ring steigen. Ich mache mir Sorgen um dich.»

«Sorge dich nicht um mich», sagt ihr Sohn, «du solltest dir eher Sorgen um den Hurensohn machen, gegen den ich kämpfen werde.»

In diesem Moment sieht die Mutter zum ersten Mal ihren Mann im Gesicht ihres Sohnes.

Die Szenen zwischen Mutter und Vater und zwischen Mutter und Sohn klingen wie ausgedacht, aber genau so schildern sie sowohl Buster als auch sein jüngerer Bruder Billy.

Kapitel I: Dreissig Jahre danach

Buster Douglas gibt Kindern Boxunterricht, Mike Tyson eröffnet eine Cannabisfarm.

An einem Februarmorgen 2020 tritt ein junger Mann durch die Tür des Thompson Community Center in Columbus, Ohio, und klopft den Schnee von seinen Schuhen. «Dad kommt gleich», sagt er.

Eine kleine Ewigkeit verstreicht, dann schleicht sein Vater um die Ecke – noch grösser, als er früher im Fernsehen wirkte, und bestimmt doppelt so schwer. Er geht, wie er spricht: langsam und leise.

In den Tagen zuvor fragten wir uns, wie es sein würde, diesem Mann zu begegnen. Buster Douglas, heute sechzig Jahre alt, war am 11. Februar 1990 verantwortlich für die grösste Sensation im Sport, den K.-o.-Sieg gegen Mike Tyson, den «Killer». Würden wir in ihm den Schwergewichtsweltmeister von damals erkennen?

Womit wir nicht gerechnet haben: dass sein Gesicht so voller Sanftmut sein würde, sein Händedruck so schwach. Die Härte, von der man denkt, dass ein Schwergewichtsweltmeister sie braucht – sie geht Buster Douglas komplett ab.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er wirft einen Blick in sein Gym. Hier hat er selbst früher trainiert, jetzt bringt er Kindern aus der Nachbarschaft das Boxen bei. An der Wand hängen Fotografien von Buster Douglas mit Bill Clinton und Barack Obama.

Schliesslich sagt er: «Gehen wir?» Er will uns zeigen, wo er aufgewachsen ist, doch irgendwie wirkt er abwesend.

Am Abend wird es im Stadtzentrum von Columbus ihm zu Ehren eine Feier geben, im grossen Ballsaal des Hyatt. Das genaue Programm kennt er nicht, doch auch so weiss er, was ihn erwartet: ein alles andere als unbeschwertes Zusammentreffen mit den Leuten, die seine Karriere ermöglicht haben. Er wird seinen ehemaligen Manager John Johnson wiedersehen, mit dem er jahrelang nicht gesprochen hat. Seinen Onkel und Trainer J. D. McCauley, der einen Keil durch die Familie trieb. Und seinen Freund John Russell, der von sich behauptet, der wahre Trainer gewesen zu sein, und für die beiden anderen nur Flüche übrig hat.

Busters Sohn, er heisst Artie, setzt sich ans Steuer, Buster neben ihn. Es schneit, aber alles ist grau. Columbus ist eine Stadt, wie es viele gibt in den USA, von denen nie die Rede ist, die in keinem Roman und keiner Fernsehserie vorkommen und die man sofort vergisst, wenn man sie verlässt. Während Artie das Auto wortlos durch die Quartiere steuert, erzählt Buster Douglas seine Geschichte. Zuerst murmelnd, sodass wir uns nach vorne beugen müssen, um ihn zu verstehen, später wütend und laut.

In den Tagen und Wochen danach werden wir viele weitere Gespräche führen mit Leuten, die damals dabei waren. Zusammenfassend kann man sagen: Wie alle grossen Boxkämpfe ist auch dieser geprägt von Mythen und Halbwahrheiten. Alle Beteiligten erzählen eine andere Version, alle glauben sich im Recht, und alle haben dafür ihre Gründe. Wie Gesteinsschichten haben sich die Berichte in den Jahren, die seither vergangen sind, übereinandergelegt.

Nur das Treffen mit Mike Tyson wird bis zuletzt nicht stattfinden. Es heisst, er besitze eine Cannabisfarm in Kalifornien, doch niemand kann uns mit Sicherheit sagen, ob der Betrieb schon aufgenommen wurde. Interviewanfragen werden von Tysons Seite zunächst enthusiastisch beantwortet und laufen dann ins Leere. Gleichzeitig sendet Tyson über die sozialen Medien Rauchsignale: Eminem, Dennis Rodman, Snoop Dog

und viele andere besuchen ihn für seinen Podcast. Sie wollen über seine brutalsten Knock-outs reden, er über seine tiefsten Ängste.

Es gehört zu den vielen Widersprüchlichkeiten Tysons, dass er, nachdem er mehrfach erklärt hatte, mit Boxen nie mehr etwas zu tun haben zu wollen, in diesem Sommer sein Comeback ankündigte: Ende November will er im Alter von 54 Jahren gegen den drei Jahre jüngeren Roy Jones Jr. einen Showkampf bestreiten.

Nach und nach, aus Buster Douglas' Erzählungen und unseren Recherchen, entsteht dieser Text. Er beruht, das ist wichtig zu erwähnen, auch auf Arbeiten der beiden US-amerikanischen Sportreporterlegenden Gary Smith und vor allem Joe Layden, die in den letzten 35 Jahren viel über Douglas und Tyson geschrieben haben. Mit Layden konnten wir uns länger unterhalten, sein «The Last Great Fight» zählt zu den besten Sportbüchern überhaupt. Eine weitere wichtige Quelle war der Dokumentarfilm «42 to 1», dessen Autoren Ben Houser und Jeremy Schaap uns viele Hintergrundinformationen zu dem Fight gegeben haben.

Die Geschichte vom Aussenseiter, der gegen jede Erwartung Weltmeister wurde, ist natürlich eine sehr amerikanische. *If you can dream it, you can do it*: Darüber lächeln wir in Europa, tun es als positive Psychologie, als Tellerwäschermärchen ab. Aber Buster Douglas, das hören wir während unserer Recherche immer wieder, ist für viele schwarze Kinder in den USA der Beweis dafür, dass man tatsächlich alles erreichen kann. Auch wenn dir jeder sagt, du hättest keine Chance.

Gleichzeitig ist es typisch amerikanisch, in Erzählungen so viel wegzulassen, bis sie rund klingen, aber nicht mehr unbedingt der Wahrheit entsprechen.

Was damals in Tokio und vor allem in den dreissig Jahren danach wirklich geschah, ist keine simple Erfolgsstory – es sind vielmehr die komplexen Geschichten zweier ungleicher Männer, deren Leben sich in einer einzigen Nacht für immer veränderten.

Wir halten vor einem einstöckigen gelben Haus im Nordosten von Columbus, in einem überwiegend von Schwarzen bewohnten Quartier.

Buster Douglas betrachtet lange schweigend den Vorgarten, dann sagt er: «Hey, ich weiss unsere Telefonnummer immer noch.» Es ist das Haus, in dem er aufgewachsen ist, als Sohn von Lula Pearl, die ihm alles bedeutete, und Bill, dessen Anerkennung er sich ein Leben lang wünschte.

Kapitel II: Im Namen des Vaters

Buster Douglas wird Boxer, Autogrammkarten unterschreibt er mit «Love & Peace».

Die treffendste Beschreibung von Buster Douglas' Bedeutung für den Boxsport stammt von einem ehemaligen Trainingskollegen, der wenige Wochen nach dem Tyson-Kampf sagte: «Buster ist der ehrlichste, liebenswerteste, gläubigste und vertrauenswürdigste Schwergewichtsweltmeister aller Zeiten.»

Genau diese Eigenschaften waren es, die seinen Vater daran zweifeln liessen, dass aus dem Sohn einmal ein guter Boxer werden könnte. «Mein ältester Sohn ist nicht gewalttätig genug, um ein guter Kämpfer zu sein»: Das sagte Bill Douglas 1971 zu einem Reporter. Buster war da gerade elf.

Wie wurde aus diesem Jungen der Mann, der nicht nur als grösster Aussenseiter der Boxgeschichte in einen WM-Kampf ging, sondern diesen auch gewann?

Die Motivation, die Mike Tyson so weit trieb, ist bekannt, es ist, wie wir noch sehen werden, die wahrscheinlich häufigste unter erfolgreichen Sportlern: Aufstieg aus bitterer Armut.

Auch Buster Douglas wuchs nicht gerade in Reichtum auf, aber Hunger leiden musste er nie. Seine Motivation war eine andere, die unter erfolgreichen Sportlern wahrscheinlich zweithäufigste: die Eltern. In seinem Fall: der Vater.

Kinder, die Spitzensportler werden wollen, tun das häufig ihrer Eltern wegen. Spricht man sie darauf an, weisen sie das natürlich von sich, genau wie die Eltern, doch das liegt nur daran, dass sie alle den Unterschied zwischen intrinsisch motivierten Zielen und internalisierten Zielen nicht kennen. Spätestens im Teenageralter, wenn es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

im Sport ernst wird, haben sehr viele Kinder die Ziele, die ihre Eltern für sie hatten, so verinnerlicht, dass sie glauben, es seien ihre eigenen. Sie waren den Erwartungen ihrer Eltern so lange ausgesetzt, dass sie sich den Druck nun selbst machen.

Das ist der Moment, wenn Eltern sagen: Toll, wie motiviert unser Kind von sich aus ist! Wenige fragen sich: Empfindet das Kind überhaupt Freude?

«Ihr könnt euch das vielleicht nicht vorstellen», sagt Buster Douglas jetzt, während wir vom Rücksitz des Autos auf seinen breiten Nacken starren, «aber mein Vater war wirklich eine Bestie, ein Raubtier. Töte, oder du wirst getötet – das war seine Mentalität.»

Was ist deine Mentalität?, fragen wir den Nacken.

«Mein Vater liebte das Boxen», antwortet Douglas, als hätte er unsere Frage nicht gehört.

Für Busters Vater war Boxen kein Sport – es war sein Leben. Er war hart zu allen: seinen Gegnern, seinen Söhnen, sich selbst. Nie gab er auf, nie suchte er die Fehler bei anderen. Sein Übername: «Dynamite», Bill Dynamite. Weil das Geld, das er mit Boxen verdiente, für die Familie nicht reichte, arbeitete er in einer Fabrik, die Autoteile herstellte. Damit er auf sein Trainingspensum kam, rannte er zur Arbeit, und bevor er ans Fließband stand, machte er in der Umkleidekabine vor dem Spiegel Schattenboxen. Bill Douglas hatte nicht so viel Talent wie andere. Aber sein Wille, den Gegner zu bezwingen, war nicht von dieser Welt.

Sein Sohn war das genaue Gegenteil.

Als Buster Douglas zur Welt kam, ging seine Mutter Lula Pearl noch zur Schule, weshalb sich zunächst die Grossmutter um den Kleinen kümmerte. Er war ihr erstes Enkelkind, und so zog sie ihn auch auf: wie einen Prinzen, dem es an nichts fehlen durfte.

Lula Pearl setzte die liebevolle Erziehung ihrer Mutter fort. Und doch war es sie, die in Buster das Feuer entfachte.

Während wir durch sein Kindheitsquartier rollen, erzählt Buster Douglas uns von dem Tag, als er weinend von der Schule nach Hause kam, im Alter von etwa zehn

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Jahren. Was denn los sei, fragte die Mutter. Ein älterer Junge wolle ihn verprügeln, schluchzte er. Da warf ihn die Mutter zu Boden, drückte ihm das Knie in den Nacken und schrie: «Wenn du noch einmal davonrennst, ohne dich zu wehren, wirst du etwas erleben!»

Buster war ein introvertierter, höflicher Junge, und auch als er später berühmt war, unterschrieb er Autogrammkarten mit «Love & Peace», dazu zeichnete er ein Smiley. Er mochte das Boxen, aber nicht den Kampf, ihn störte das Martialische und dass sich viele Leute gerade wegen dieses Aspekts vom Boxen angezogen fühlten. Es war die Welt seines Vaters. Er hatte erlebt, wie dieser sich quälte, wie er fünf-, sechsmal pro Jahr mit Koffer und Sporttasche das Haus verliess und Tage später mit aufgedunsenem Gesicht zurückkehrte, so schweigsam, dass die Familie nicht einmal herausfand, ob er gewonnen oder verloren hatte.

Das Problem von Buster Douglas war, dass er ein besserer Boxer war als sein Vater.

Dass er viel lieber Basketballer geworden wäre, merken wir daran, wie er langsam auftaut, als er im Auto davon erzählt. Er redet über das Sportstipendium, das ihn an eine Uni in Pennsylvania führte, wo er als Forward mit seinem Basketballteam gleich im ersten Jahr die *state championship* gewann. Er klingt wehmütig, wenn er über die Enttäuschung darüber spricht, dass das Team im zweiten Jahr auseinanderfiel, weil sich einige Zuzüge nicht in die eingeschworene Gruppe einfügen mochten. «Die waren nur an Mädchen interessiert», brummt er, so verärgert, als wäre es gestern gewesen und nicht vor vierzig Jahren, als wäre er NBA-Profi und nicht Schwergewichtsweltmeister.

Als das Gespräch aufs Boxen kommt, verändert sich der Ton. Die Nostalgie weicht einer Nüchternheit. Der Sport, der ihn weltbekannt und zum vielfachen Millionär gemacht hat, scheint Buster Douglas nicht besonders zu interessieren.

Er erinnere sich genau an den Moment, als er sich vom Basketball verabschiedete. Es war mitten im Semester, er rief seinen Vater an und sagte, er werde es als Basketballer wohl nicht zu den Profis schaffen. «Ich werde die Uni abbrechen und es mit Boxen versuchen. Wirst du mich trainieren?»

Ohne sich zu uns umzudrehen, fragt Buster Douglas: «Was glaubt ihr, was mein Dad antwortete? Ich sags euch. Er sagte: <Das ist der Anruf, auf den ich gewartet habe.>»

Wo auch immer Buster Douglas in den folgenden Jahren auftauchte, bekam er zu spüren, dass sein Vater vor ihm da gewesen war. Er war nicht James Buster Douglas, er war der Sohn von Bill Douglas. Er war kein Boxer, er war der Sohn eines Boxers. Stets gab es jemanden, der eine Geschichte von früher zu erzählen wusste, von 1972, als Dynamite Douglas in Südafrika gegen Sydney Hoho antrat, von 1974, als er in Philadelphia gegen William Monroe unterging, oder von 1979, als ihm gegen Harold Riggins der letzte Knock-out seiner Karriere gelang.

Weltmeister – das allerdings war Bill Douglas nie.

In den 1990er-Jahren, kurz vor ihrem Tod, sagte Buster Douglas' Grossmutter zu einem Reporter: «Wissen Sie, dieser Junge – der wollte gar nicht boxen. Boxen war bloss der einzige Weg, den er kannte, um seinem Vater nah zu sein.»

Kapitel III: Dämonisiert und belächelt

In der Hypnose wird Mike Tyson zum aggressiven Ego manen, Don King tritt in sein Leben.

In den USA gibt es ein Spiel, das in den 1980er-Jahren unter Kindern beliebt war, es heisst «Would you rather ...?» Man nennt zwei absurde Optionen, zwischen denen das Gegenüber sich entscheiden muss. Eine der populärsten Fragen in dem Spiel lautete: «Würdest du lieber von Mike Tyson ins Gesicht geschlagen werden oder wie Mike Tyson sprechen?»

Die Frage vereint alles, was man über Tyson wissen muss: Er ist der Inbegriff des bösen Boxers. Und paradoxerweise zugleich eine Witzfigur. Ein Typ, über den man sich lustig macht wegen seines Lispelns und der mädchenhaften Stimme. Dämonisiert und belächelt: Das ist Tysons Leben in zwei Worten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Michael Gerard Tyson war kleiner als die anderen Jungs seines Alters, er hatte Asthma – und ein seltsames Lieblingstier: Tauben. Die anderen verspotteten ihn, klauten seine Sachen, jagten und verprügelten ihn. Er wehrte sich nie. Bis ihm ein älterer Junge eine Taube wegnahm und ihr vor seinen Augen den Hals umdrehte. Da schlug Tyson zu, zum ersten Mal in seinem Leben. Er war überrascht, wie einfach das war.

Tyson wuchs in den ärmsten Gegenden New Yorks auf, zuerst Bedford-Stuyvesant, dann Brownsville. Er wurde ein gerissener Taschendieb und gefürchteter Schläger und machte früh Erfahrung mit Kokain, Marihuana, LSD (als Baby hatte seine Mutter ihn mit Gin ruhiggestellt). «Unsere Mutter hatte vor zwei Dingen Angst», erzählte Tysons ältere Schwester dem Reporter Gary Smith: «dass Mike umgebracht wird. Oder dass er jemanden umbringt.»

Mit zwölf war er so oft straffällig geworden, dass man ihn auf eine Schule für verhaltensauffällige Kinder schickte. Einer der Lehrer, ein ehemaliger Profiboxer, erkannte Mikes Talent und vermittelte ihn an Cus D'Amato, den legendären Trainer mit italienischen Wurzeln, der schon Rocky Graziano und Floyd Patterson gross gemacht hatte. D'Amato war 71 und krank, Tyson 13 und verängstigt. D'Amato sah in Tyson einen Schwergewichtsweltmeister, Tyson in D'Amato einen Vater. Dieser hatte ihn bei sich zu Hause aufgenommen. «Dein schwarzer Sohn», unterschrieb Tyson noch Jahre später Briefe an D'Amatos Partnerin Camille Ewald.

D'Amato war besessen von der Idee, die Verletzungen, die Tyson als Kind erlitten hatte, in Stärke im Ring umzuwandeln. Nächtelang liess er Tyson Filmaufnahmen grosser Boxer schauen: Sonny Liston, Jack Dempsey, Jack Johnson. Und er liess ihn hypnotisieren. Ein Dreizehnjähriger, der mit geschlossenen Augen im Dunkeln liegt und einer Stimme lauscht, die ihm sagt: «Du wirst ein wildes Tier sein, du wirst mit beiden Händen gegen den Körper des anderen schlagen.»

D'Amato erschuf, nein: erweckte in Tyson die Person des aggressiven Egomannen. Aber die Vollendung seines Werkes erlebte er nicht mehr, er starb, ein Jahr bevor Mike Tyson 1986 jüngster Schwergewichtsweltmeister der Geschichte wurde.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Tyson tauchte zum richtigen Zeitpunkt auf, um die Boxwelt aus der Lethargie zu reissen, in die sie seit Muhammad Alis Rücktritt Mitte der 1970er-Jahre verfallen war. Nicht dass er ein neuer Ali gewesen wäre: Ali war ein vielseitiger Boxer, der leichtfüssig tänzeln und gnadenlos zuschlagen konnte, ausgestattet mit einem Herzen so gross, dass es ihn durch alle Schlachten – sportliche wie politische – trug.

Tyson dagegen war ein Strassenkämpfer, der den Eindruck vermittelte, dass die Gewalt, die er im Ring entwickelte, gerechtfertigt war. Und dass er von Dämonen geplagt wurde. Man fragt sich bis heute, ob er ihretwegen zu diesem aussergewöhnlichen Boxer wurde oder ob sie ihn daran hinderten, ähnlich gross wie Ali zu werden.

Auf alle Fälle war Tyson ein Phänomen, und so dauerte es nicht lange, bis die nächste Person in sein Leben trat, die sich etwas von ihm versprach: Don King, der mächtigste Mann im Boxen. Ein 1,90 Meter grosser, 115 Kilo schwerer Promoter mit dem klebrigen Charme eines Zuhälters. Innerhalb eines Jahres wurde King zum einflussreichsten Menschen im Leben des Boxers. Mehr noch: Er schloss so viele Verträge mit Tyson, dass der ihm praktisch gehörte.

Drei Jahre später, 1989, hatte Tyson seinen inneren Kompass verloren. Er trainierte immer weniger, kaufte Häuser und Autos, bedrohte seine Ehefrau, hatte Affären und verstrickte sich in Prozesse. Als ein Rosenkrieg zwischen ihm und seiner Frau ausbrach, fuhr er eines Nachts seinen BMW gegen einen Kastanienbaum. Er überlebte den Unfall nur knapp.

Währenddessen bastelte Don King an einem Megafight zwischen Tyson und dem anderen grossen Boxer, Evander Holyfield. Davor aber brauchte Tyson einen Zwischenkampf. Gegen einen Boxer, der ihm nicht gefährlich würde. Die Wahl fiel auf Buster Douglas. «Er war schon immer einer, der aufgibt», sagte Don King, «deshalb habe ich ihn ausgewählt.»

Kapitel IV: Hypermaskulinität

Eine feministische Lesart des Boxens.

In diesem Text kommen kaum Frauen vor. Das heisst nicht, dass es im Boxen keine gäbe, und es heisst auch nicht, dass in Buster Douglas' Biografie Frauen keine Rolle spielten. Im Gegenteil, die drei wichtigsten Menschen seines Lebens, so erklärte er uns, waren seine Grossmutter, seine Mutter und seine Frau. Aber alle drei hatten fürs Boxen nichts übrig. Und anders als andere Frauen waren sie auch nicht stumme Ermöglicherinnen seines Erfolgs. Seine Frau verweigert sich bis heute jedem Kontakt mit der Boxwelt.

Aber da ist noch mehr: «Männer, die Männer bekämpfen, um sich ihren Wert (das heisst ihre Männlichkeit) zu bestätigen, grenzen Frauen so vollständig aus, wie die weibliche Erfahrung des Gebärens Männer ausschliesst», schrieb die Schriftstellerin Joyce Carol Oates vor mehr als dreissig Jahren in ihrem Standardwerk «On Boxing». In ihren Augen feiert sich beim Boxen eine «verloren gegangene Religion der Männlichkeit», denn das Zelebrieren einer Hypermaskulinität verweise ja gerade auf deren eigene Fragilität.

Aus der Männlichkeitsforschung ist bekannt, dass der konstante Druck, immer siegreich zu sein, immer kämpfen zu müssen, zu grosser Unsicherheit führt. Die Inszenierung der eigenen Überlegenheit ist also Ausdruck einer tiefen Angst, genau dem nicht zu entsprechen. Nirgends wird das deutlicher als im Boxring, wo auch die Kultur des Verlierens dieser paradoxen Logik entspricht: Im Ring wird neben dem strahlenden Sieger auch der Verlierer gefeiert – aber nur dann, wenn er nach einem heldenhaften Kampf am Boden liegt.

Das Interessante an dem Boxer Buster Douglas ist nun, dass er weder in seinem grössten Triumph noch in seiner schwersten Niederlage dieser Logik entsprach – vielmehr schien er sich, anders als Mike Tyson, dem Männlichkeitstopos unbewusst zu entziehen. Was vielleicht auch erklärt, warum seine Geschichte bis heute kaum bekannt ist.

Kapitel V: «Bitte erschiess ihn nicht!»

Ein eifersüchtiger Vater kämpft um seinen Sohn, ein ahnungsloser Manager verspricht Millionen.

Wenn heute jemand über Buster Douglas spricht, geht es meistens um zwei Kämpfe: den gegen Tyson; und jenen gegen einen Boxer namens Tony Tucker, den Douglas drei Jahre zuvor auf geradezu peinliche Art und Weise verloren hatte. Lange hatte er vorne gelegen, doch in der zehnten Runde wollte er nicht mehr. Nicht weil ihm die Kraft ausgegangen wäre, wie es später oft hiess – er hatte einfach plötzlich keine Lust mehr. Er wehrte sich nicht mehr und liess sich verprügeln. Der Ringrichter brach den Fight ab.

Seither betrachtete man Douglas als quitter, als einen, der aufgibt. Aufgeben, das gilt als unverzeihlichste, am meisten verachtete, kurz: unmännlichste Art, einen Boxkampf zu verlieren. Dass er ein quitter sei, ist das Schlimmste, was man über einen Boxer sagen kann.

Über die Jahre hat Douglas viel Unverständnis für sein Verhalten im Ring erfahren. Die Irritation ist wohl Ausdruck davon, wie verbreitet die Meinung ist, Sportler seien Maschinen, die ihre Höchstleistung bringen, wenn nur der Körper fit ist. Mag sein, dass manche Superstars diesen Eindruck erwecken. Aber Douglas' Geschichte zeigt, dass Sport viel näher am normalen Leben ist, als man denkt. Es gibt einen ganz einfachen Grund, warum Douglas gegen Tucker verlor: Es ging ihm nicht gut. Seelisch.

Drei Männer spielten in dieser Krise eine entscheidende Rolle.

Der erste war der Vater, dessentwegen er überhaupt Boxer geworden war.

Der zweite war J. D. McCauley, der Onkel, der den Vater als Trainer abgelöst hatte. «Alle wussten, dass Buster das Zeug hatte, ein Grosser zu werden. Aber er war faul», sagt McCauley mit röchelnder Stimme, als wir ihn in Begleitung seiner Söhne treffen. Er sitzt im Rollstuhl, kann sich kaum noch bewegen und ist auf Sauerstoffzufuhr aus der Flasche angewiesen. Wenn man ihn so sieht, kann man kaum

glauben, dass er einst über so viel Durchsetzungskraft verfügte. Doch er sagt: «Wie sich zeigte, war ich im Gegensatz zu Bill der Richtige, um dem Jungen die Faulheit auszutreiben.»

Der dritte war John Johnson. Er erfüllt sämtliche Klischees, die es über Boxmanager gibt: Er erzählt uns ausführlich von seinem tiefen Glauben an Gott und im nächsten Atemzug von wilden Partys in Las Vegas und ein paar Arschlöchern, denen er es richtig gezeigt hat. Er ist geschminkt, trägt einen Cowboyhut, schwere Fingerringe und ein Kreuz um den Hals.

An einem Abend im April 1984, als sich Buster Douglas und J. D. McCauley bei ihm am Esstisch einfanden, um die Zukunft des jungen Boxers zu besprechen, legte Johnson seinen leeren Pappsteller in die Mitte des Tisches und sagte: «Alles, was wir haben, ist das.» Douglas betrachtete den leeren Teller.

«Nichts», fuhr Johnson fort. «Wir haben nichts.» Dann wandte er sich an Douglas: «Aber wenn du auf J. D. und mich hörst und bereit bist, härter zu arbeiten, wirst du eines Tages Schwergewichtsweltmeister sein. Und dann werden auf diesem Teller Millionen liegen.»

Die Konstellation war – vorsichtig ausgedrückt – kompliziert: Ein eifersüchtiger Vater, ein cholischer Onkel und ein windiger Manager streiten sich um einen talentierten Boxer, der lieber Basketball spielen würde.

Bill, der Vater, fühlte sich betrogen. Von seinem Schwager, aber auch von Johnson. Ein weisser Manager nimmt mir meinen Sohn – so sah er das. «Ich lag vielleicht falsch», sagte er kurz vor seinem Krebstod im Jahr 1999, «aber ich traute Weissen einfach nicht über den Weg.»

Uns gegenüber beschreibt Buster Douglas die Spannungen, ohne eine Miene zu verziehen: «An einem Familienpicknick zückte J. D. plötzlich eine Waffe und ging auf Dad los. «J. D., bitte erschiess ihn nicht!», sagte ich.»

Kapitel VI: Die Beerdigung

Buster Douglas verliert seine Mutter und findet einen Freund.

Früh am Morgen des 18. Januar 1990 klingelte in Buster Douglas' Wohnung in Columbus das Telefon. Es war sein Bruder: «Komm schnell. Es ist etwas mit Mama.»

Als Buster Douglas im Haus seiner Eltern eintraf, war es schon zu spät. Seine Mutter, die in den letzten Wochen im ganzen Freundeskreis herumerzählt hatte, dass ihr Sohn diesen Mike Tyson besiegen würde, war an einem Schlaganfall gestorben, in den Armen ihres jüngeren Sohnes Billy.

Drei Wochen vor dem wichtigsten Kampf seines Lebens verlor Buster Douglas die wichtigste Person seines Lebens. Dieser Schicksalsschlag machte eine ohnehin schon schwierige Lebenssituation noch unerträglicher: Seine Ehe mit Bertha war in eine Krise geschlittert; mehrfach war er mit Alkohol am Steuer erwischt worden; seine Ex-Partnerin, mit der er einen Sohn hat, war schwer erkrankt; und einer seiner Brüder hatte sich aus Versehen erschossen.

An der Beerdigung wusste daher niemand, ob der hochemotionale Douglas imstande sein würde, in den Ring zu steigen. Andererseits hatte er jetzt die perfekte Ausrede, um den vollkommen aussichtslosen Kampf gegen Tyson abzusagen. Niemand würde es ihm nun übel nehmen, wenn er nicht gegen den Killer anträte.

«Ja, ich hatte plötzlich diese Option», sagte Douglas später. «Aber das wäre das Letzte gewesen, was meine Mutter gewollt hätte. Sie hätte gewollt, dass ich stark bleibe.» Zugleich geschah etwas Merkwürdiges: Während sich alles um ihn herum in Auflösung befand, schien nun ausgerechnet der Boxring, den er oft nur mit Widerwillen betreten hatte, der Ort zu sein, an dem er sein Leben unter Kontrolle hatte. Dort bestimmte er den Lauf der Dinge.

Dieses neue Selbstvertrauen verdankte er auch einer Person, die gerade erst zum Team gestossen war. Niemand war ihm eine grössere Unterstützung dabei, gegen Tyson zu bestehen.

John Russell ist vermutlich siebzig, Genaues weiss man nicht. «Ich verrate niemandem mein Alter!», bellt der klein gewachsene, aufgekratzt wirkende Mann. Er sitzt uns in einem Fauteuil gegenüber und erzählt mit einer Detailtreue, als hätte sich alles gestern zugetragen.

Als man ihn anheuerte, um Buster Douglas für den Kampf gegen Tyson fit zu machen, wusste er natürlich, worum es ging. Er kannte den alten Douglas und ahnte, dass der Sohn der bessere, gewieftere Boxer war. Während der Trainingssessions merkte er nun, dass Buster Douglas auch aufmerksam war, wissbegierig. Er trainierte nicht nur, er verbesserte sich – Buster Douglas lernte.

Aber mit Russells Ankunft im Team ergaben sich auch neue Schwierigkeiten. J. D. McCauley, John Johnson, John Russell: Die drei sollten Douglas zum grössten Triumph seiner Karriere führen und anschliessend ihr Leben damit verbringen, darüber zu streiten, wer welchen Anteil an diesem Erfolg hatte. Und am Absturz.

Kapitel VII: Wettquoten

Die Bedeutung der Buchmacher fürs Boxen.

In den 1980er-Jahren einen Boxfight mit Mike Tyson zu schauen, war ein vorhersehbares Spektakel: Es war nie die Frage, wer gewinnen würde. Die Frage war bloss, wie schnell es gehen würde.

Don King stand deshalb vor dem paradoxen Problem, dass er zwar den spektakulärsten Boxer unter Vertrag hatte, der Kampf gegen Buster Douglas aber ein finanzieller Flop zu werden drohte, weil niemand in den USA bereit war, 2000 Dollar für einen *Ringside*-Platz hinzublättern, wenn nach dreissig Sekunden alles vorbei sein würde.

In Japan aber, dachte King, würden die Leute zahlen: Dort hatten sie zuvor erst ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, Tyson in Aktion zu sehen. Und so kam es, dass eines der meistdiskutierten Sportereignisse des 20. Jahrhunderts nicht in Las Vegas stattfand, sondern in Tokio.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nie in einem WM-Kampf war ein Boxer favorisierter als Mike Tyson, als er am 11. Februar 1990 gegen Buster Douglas antrat. Eine Anekdote, die wir mehrmals hören, von der wir dennoch nicht mit Sicherheit sagen können, ob sie stimmt, handelt von einem amerikanischen Boxjournalisten der Agentur Associated Press, der nach Tokio flog, um über den Kampf zu berichten. Am Zoll wurde er nach dem Zweck seiner Reise gefragt.

«Ich komme, um zu arbeiten», sagte der Journalist.

«Wie lange?», wollte der Beamte wissen.

«Eineinhalb Minuten.»

Wie eindeutig die Sache schien, drückt sich in den Wettquoten aus. Es ist wichtig zu verstehen, dass Wettquoten keine Vorhersage eines bestimmten Ergebnisses sind, sondern eine Aussage über die Wahrscheinlichkeit eines bestimmten Ergebnisses.

Indem die Buchmacher einen Boxer favorisieren, sagen sie nicht voraus, dass dieser Boxer gewinnen wird. Sie sagen nur, dass er eine höhere Gewinnchance hat als sein Gegner. Die Tatsache, dass sie Quoten für beide Boxer angeben, spiegelt den Sachverhalt: Im Sport kann jeder gewinnen, auch der Aussenseiter. Aber der eine hat eine höhere Wahrscheinlichkeit zu gewinnen als der andere. Das ist es, was Quoten ausdrücken.

Wettquoten setzen sich zusammen aus Expertenmeinungen, Statistiken und dem Verhalten der Wettenden. Die Quote ist also eine Art Schwarmintelligenz: Sie zeigt nur anfänglich, wie Experten den Fight einschätzen, später zeigt sie, welchen Ausgang die Masse erwartet. Doch in gewisser Weise wollen die Buchmacher mit ihrem Tipp gar nicht recht bekommen, denn für sie könnte es katastrophal sein, wenn der Favorit gewinnt – einfach weil die meisten Menschen auf den Favoriten setzen und dann auf Kosten des Wettbüros ihren Gewinn einfahren.

Schwierig wird es, wenn die Favoritenrolle so klar ist, dass die Quoten immer höher steigen. So war es beim Tyson-Douglas-Fight. Von allen Casinos in Las Vegas nahm überhaupt nur das Mirage Wetten darauf an. «Ich eröffnete den Kampf bei 27:1», erinnerte sich Jimmy Vaccaro, der Buchmacher des Mirage, später im «Playboy». 27:1 bedeutet, dass man 27 Dollar auf Tyson setzen muss, um 1 Dollar zu gewinnen.

So sicher klang die Wette, dass die Leute glaubten, nie sei es leichter gewesen, an Geld zu kommen. Sie setzten ganze Vermögen. Vaccaro hatte keine Wahl: Wollte er kein Minus riskieren, musste er die Quote erhöhen. «Ich ging auf 31:1. Der nächste Kerl setzte 93'000, um 3000 zu gewinnen.»

Am Ende lag die Quote bei 42:1. Das heisst, man musste 42 Dollar auf Tyson setzen, um 1 Dollar zu gewinnen. So hoch war nie zuvor und nie danach eine Quote im Finale einer Sportart. Zum Vergleich: Als vergangenes Jahr Tottenham Hotspur gegen Liverpool im Champions-League-Final spielte, glaubten selbst die kühnsten Spurs-Fans nicht wirklich daran, dass ihre Mannschaft eine Chance hätte – die Quote auf einen Spurs-Sieg lag trotzdem bei 4,6:1.

Die extreme Quote ging in die Sportgeschichte ein: «42 to 1» heisst ein Dokumentarfilm über den Fight, in Ohio tragen ein Bourbon und ein Award für Community-Arbeit diesen Namen.

Kapitel VIII: «Peek-A-Boo!»

Mike Tyson schaut Buster Douglas nicht mal an, dann ertönt der Gong.

In dem Film «Die Atlantikschwimmer» stehen zwei Freunde am Ufer und wollen weg, haben aber kein Schiff. «Du hast keine Chance», sagt der eine zum anderen, «aber nutze sie.» Angekleidet steigt der Mann ins Meer und schwimmt los. Der Satz ist zu einem geflügelten Wort für ausweglose Situationen aller Art geworden, zum Mantra aller Abgeschriebenen, Angezählten, Aussenseiter.

«Du hast keine Chance, aber nutze sie», bedeutet: Niemand wird an dich glauben, wenn nicht einmal du es tust. Besonders beliebt ist diese Haltung im Sport, wo, anders als im richtigen Leben, öfter mal die Stunde des Underdogs schlägt. Am 11. Februar 1990 war Buster Douglas der Atlantikschwimmer: Er hatte keine Chance, aber er wollte sie nutzen.

Er sass in der Umkleidekabine des Tokyo Dome, sein Trainer John Russell legte ihm die Handschuhe an. Douglas hatte kurz zuvor seine Mutter beerdigt, die Wettbüros

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

stuften ihn als chancenlosen Aussenseiter ein, und in wenigen Minuten würde er gegen den gefürchtetsten Boxer der Welt in den Ring steigen – Douglas aber war seltsam ruhig. Er hatte in jenen besonderen Zustand gefunden, den wir alle anstreben, den aber selbst Spitzensportler nur selten erreichen: ganz bei sich sein. John Russell betrachtete seinen Schützling und dachte zum ersten Mal: Vielleicht hat er ja doch eine Chance.

In der Mitte des Rings stand Octavio Meyran, der Ringrichter, dem im Laufe des Kampfs noch eine viel diskutierte Rolle zukommen sollte. Links von ihm Mike Tyson, wie immer in schwarzen Hosen und Schuhen ohne Socken und mit merkwürdig ausdruckslosem Gesicht. Es hiess, er habe kaum trainiert, sei mit 15 Kilo Übergewicht angereist und habe am Tag vor dem Kampf Sex mit zwei Zimmermädchen gehabt. Kurz: Er sei nicht ganz bei der Sache.

Der Ringrichter bat die beiden zu sich und forderte sie zu einem fairen Kampf auf. Tyson, der sonst wie kein Zweiter auf der Psychoklavatur spielte, schaute Douglas nicht mal an, auch Douglas wandte sich schnell ab und ging in seine Ecke. Dann ertönte der Gong.

Das Wesen des Sports ist das Duell. Sportlerinnen und Sportler brauchen ein Gegenüber, mit dem sie sich messen, an dem sie wachsen oder scheitern können, um herauszufinden, wie gross (oder klein) sie wirklich sind. So einzigartig Usain Bolt oder Michael Phelps als Sportler waren, so einsam blieben sie, weil es in ihrer Karriere keinen wirklichen Antipoden gab. Ganz anders Martina Navratilova, deren Offensivtennis sich angesichts des taktischen Genies Chris Evert erst so richtig entwickelte, oder Greg LeMond, dessen Leistungen an der Tour de France ohne Laurent Fignon nicht denkbar gewesen wären.

In diese Reihe gehört auch das Duell Douglas–Tyson. Joe Layden, Autor des Buches «The Last Great Fight», erklärt es uns an einem Sommerabend in einem langen Telefongespräch so:

«Ich denke, Boxen ist generell kein Sport, den man gerne ausübt. Er ist zu hart, zu gefährlich, die Opfer sind zu gross. Und wenn du ein wenig klug bist, vielleicht aus einer einigermaßen stabilen Mittelschichtfamilie kommst, wenn Boxen nicht deine einzige Option ist, wenn du also nicht boxen musst, dann übst du diesen Sport

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

eigentlich nicht aus. Tyson musste boxen, um zu überleben. Douglas nicht. Er liebte Basketball, nicht Boxen. Aber er war gross, und er hatte diese weichen, schnellen Bewegungen, eine Mischung aus Muhammad Ali und Magic Johnson.»

Man kann auch sagen: Boxen ist kein Sport. Man *spielt* Basketball, aber niemand würde von einem Spiel im Ring sprechen. Die grosse Frage war, ob der Spieler Douglas gegen den Kämpfer Tyson überleben würde. Bekannt ist, dass Tyson im Ring eine rohe, nie da gewesene Gewalt entwickelte.

Was weniger bekannt ist: Tyson war ein brillanter Stratege, der die grosse Wahrheit des Boxens verinnerlicht hatte: dass es nicht darum geht, zu schlagen, sondern darum, nicht geschlagen zu werden. Der muskulöse, aber für einen Schwergewichtler eigentlich zu kleine Tyson boxte nach dem von seinem längst verstorbenen Trainer Cus D'Amato hochgehaltenen Prinzip: Du darfst nicht getroffen werden.

In einem seiner seltenen Interviews aus dem Jahr 1959 erklärt D'Amato den Stil: Man hält die Unterarme fast geschlossen vors Gesicht, die Fäuste im Gegensatz zum weitverbreiteten Boxstil nicht am Kinn, sondern fast auf Augenhöhe. Der rechte Arm schützt die Leber, der linke den Solarplexus, die Ellenbogen die Rippen. Aus dieser Doppeldeckung rückt man nah an den Gegner heran, um den Schlagweg zu verkürzen und in den sogenannten Infight zu kommen.

Die Technik stammt aus dem Thaiboxen, Cus D'Amato nannte sie «Tight Defense», aber in die Sportgeschichte ging sie ein unter dem Namen «Peek-A-Boo», nach dem Kinderspiel («Kuckuck!»), weil der Boxer sich versteckt, dem Gegner ausweicht, dann plötzlich hervorspringt und zuschlägt.

Tyson sollte sich noch kleiner machen, als er war, den Rücken krümmen, sich einigeln und mit dem Oberkörper hin und her pendeln. Drei, vier, fünf Schlägen des Gegners sollte er ausweichen (*bobbing and weaving*), dabei immer näher heranrücken, um die kürzere eigene Reichweite zu kompensieren, und dann – Kuckuck! – zuschlagen. Dieser Schlag, so Cus D'Amato, sollte in «böser Absicht» erfolgen. Ein Schlag, bei dem der Kopf des Gegners oft brutal nach hinten schnappte, wie in den «Rocky»-Filmen zu sehen, und der einem als Zuschauer das Gefühl gab, nicht an einem Boxring zu stehen, sondern an einem Tatort.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Cus D'Amatos zweites Prinzip lautete: *Don't quit*. Gib nicht auf. In seiner Trainingshalle hing ein Gedicht von John Greenleaf Whittier zwischen zwei Boxsäcken, als Erinnerung daran, was im Ring gilt:

*When things go wrong as they sometimes will,
When the road you're trudging seems all up hill,
When the funds are low and the debts are high
And you want to smile, but you have to sigh,
When care is pressing you down a bit,
Rest if you must, but don't you quit.
Life is strange with its twists and turns
As every one of us sometimes learns
And many a failure comes about
When he might have won had he stuck it out;
Don't give up though the pace seems slow—
You may succeed with another blow.
Success is failure turned inside out—
The silver tint of the clouds of doubt,
And you never can tell just how close you are,
It may be near when it seems so far;
So stick to the fight when you're hardest hit—
It's when things seem worst that you must not quit.*

Wie boxt man gegen einen, der nie getroffen wird und nie aufgibt? John Russell, Buster Douglas' Trainer, sagt uns: «Gegen Tyson hatten die meisten Boxer schon verloren, als sie in den Ring stiegen. Weil sie voller Angst waren.» Warum hatte Douglas keine Angst?

«Ich sagte ihm: Du bist 1,90 Meter, er ist 1,75 Meter. Wenn er dich verprügelt, hast du etwas falsch gemacht. Ein kleiner Mann sollte einen grösseren Mann im Ring nicht besiegen können. Das ist ein Gesetz!»

Im Boxen gibt es, vereinfacht gesagt, vier Schläge: Die Gerade mit der schwächeren Führhand (1), Jab genannt, die dazu dient, den Gegner auf Distanz zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

halten und den Cross (2) vorzubereiten, das ist die Gerade mit der stärkeren Schlaghand. Dann gibt es den linken und rechten Haken (3) gegen Kinn, Schläfe oder Körper sowie den Aufwärtshaken (4), den Uppercut.

Ausgehend von diesem Schlagrepertoire, hier Russells Formel, um einen Boxkampf gegen Tyson zu überleben:

Stehe Tyson nie frontal gegenüber, sondern immer in einem 45-Grad-Winkel. Warte nicht, dass er auf dich zukommt, geh du auf ihn zu. Mach den ersten Schlag. Dann noch einen. Und noch einen. Bämm. Bämm-Bämm. Mach einen Schritt nach rechts. Linke Gerade, rechter Haken, linke Gerade. Weiche nie zurück. Warte nie ab. Ruh dich nie aus. Sobald du dich zurücklehnst, wird er dich überfahren wie ein Güterzug.

So weit die Theorie.

Kapitel IX: Der Kampf

Buster Douglas macht einen einzigen Fehler, Mike Tyson sucht seinen Mundschutz, und Don King greift den Ringrichter an.

Es begann wie immer: Einem Bullterrier gleich stürmte Mike Tyson auf seinen Gegner los. Doch anders als alle vorherigen Gegner wich Douglas nicht zurück. Er schlug zurück. John Russell sah die Umsetzung seiner Taktik: Zwei Schläge mit der Führhand, dann die Rechte, dann ein kleiner Schritt nach rechts oder links, um Tysons wütende Gegenangriffe ins Leere laufen zu lassen. Statistiken werden im Boxen eher selten bemüht, weil sich besonders im Schwergewicht mit einem einzigen Schlag alles ändern kann. Doch hier sagt die Trefferquote eine Menge aus: In den ersten zwei Runden landete Douglas 50 Schläge, Tyson 20.

Douglas zeigte alles, was man von ihm erwartet hatte: Athletik, Taktik. Aber auch das, was ihm niemand zugetraut hatte, am allerwenigsten sein Vater: den Willen, den Gegner zu vernichten, zur Not mit unfairen Mitteln; dreckiges Boxen, das sind Schläge unter die Gürtellinie oder Treffer mit dem Ellbogen, die zwar als Vergehen geahndet

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden, aber trotzdem zum Boxen gehören wie Fouls zum Fussball. Normalerweise war Tyson auch in dieser Disziplin der Meister, doch in Tokio war es umgekehrt: Douglas erwischte ihn in der zweiten Runde mit dem Ellbogen oberhalb des linken Auges. Was Folgen haben sollte.

Auf den ersten Blick wirkt Boxen wie der ultimative Einzelsport – zwei Menschen kämpfen halb nackt in einem seilumspannten Quadrat gegeneinander. Tatsächlich aber hat jeder Boxer viele Leute hinter sich. Während eines Kampfs sind zwei besonders wichtig: der Trainer, dem es, anders als etwa im Tennis, erlaubt ist, während des Fights zu coachen; und der sogenannte Cutman, der in den Pausen Platzwunden, Nasenbluten und vor allem Schwellungen behandelt. Eine offene Wunde oder ein angeschwollenes Auge bedeuten fast immer das Aus. Das entscheidende Werkzeug des Cutman ist ein speziell geformtes, gekühltes Eisen mit Griff, Enswell genannt, das Schwellungen kurzfristig lindert.

Douglas schlug in den Runden nach dem Ellbogenstoss immer wieder gezielt auf Tysons Auge. Als Tyson nach der fünften Runde mit fast angeschwollenem linken Auge in seiner Ecke Platz nahm, kam aber nicht der Cutman zum Einsatz, sondern sein Trainer. In der Hand hielt er etwas, das aussah wie ein pralles Kondom.

Hatte der Cutman sein Werkzeug vergessen? Oder war ihm die Ausgangslage im Vorfeld so eindeutig erschienen, dass er gar nicht daran dachte, sein Equipment zu checken? Niemand braucht ein Enswell, wenn der Kampf nach dreissig Sekunden vorbei ist.

Wie es wirklich war, wird man wohl nie erfahren, zwei Dinge aber sind bekannt: Was Tysons Trainer in der Hand hielt, so schwor er später, war ein mit Eiswasser gefüllter Latexhandschuh. Der half allerdings auch nicht, die Schwellung zu reduzieren. Zweitens bewies Mike Tyson Sportsgeist. Nie, auch Jahre später nicht, wollte er das fehlende Enswell als Grund für seine Niederlage verstanden wissen. «Daran hat es nicht gelegen, ich hätte auch so verloren», sagte er zu Joe Layden.

Als Mike Tyson mit weiterhin geschwollenem Auge den Ring für die sechste Runde betrat, klammerte er sich an D'Amatos Prinzip: Verteidigung ist wichtiger als Angriff. Er hielt beide Unterarme vors Gesicht, um nicht wieder getroffen zu werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber er bewegte den Kopf kaum, kein *bobbing and weaving*, fast regungslos stand er in der Ringmitte und absorbierte einen Treffer nach dem anderen.

Obwohl sich im Ring eine Sensation anbahnte, hörte man von den rund 40'000 Zuschauern nichts. Kein Johlen, kein Klatschen, kein Pfeifen. Waren die Japaner stumm vor Entsetzen? Waren sie still aus Höflichkeit? Oder verstanden sie nicht, was sich vor ihren Augen abspielte? Die Frage ist Gegenstand ausufernder Debatten unter Boxfans. Was auch immer der wahre Grund ist, die Ruhe im Tokyo Dome hatte eine einmalige Nebenwirkung (die sich gerade wiederholt, bei den Corona-Fussballspielen ohne Stadionpublikum): Als Fernsehzuschauer hatte man Gelegenheit, nahezu alles zu hören, was gesprochen wurde.

«Wir treten dir in den Arsch, Mike!», schrie ein euphorischer John Russell. «Wo ist Cus jetzt? Er kann dir nicht helfen!»

Tyson's Trainer sagte in der Pause: «Du musst näher an ihn ran und dann zuschlagen.»

Tyson antwortete: «Ich kann nicht.»

In der achten Runde war sein linkes Auge komplett zugeschwollen, halb blind lehnte er in den Seilen, und all jene, die ihn vorher als sicheren Sieger gesehen hatten, gaben nun nichts mehr auf ihn. Plötzlich war Tyson der Underdog. Er, nicht Douglas, war jetzt der Atlantikschwimmer, der sich sagte: Du hast keine Chance, aber nutze sie.

Im Boxen sagt man: *They will all go if you hit them right*. Egal, wie überlegen einer ist – der richtige Schlag kann den Gegner jederzeit umhauen. Acht Sekunden vor dem Ende der achten Runde begann Douglas siegessicher zu werden: Nach einer etwas zu lässig geschlagenen linken Geraden stand er für einen kurzen Moment – zum ersten Mal in diesem Fight – nicht, wie von Russell gefordert, in einem 45-Grad-Winkel zu Tyson, sondern frontal. Er stand nicht federnd auf den Fussballen, sondern statisch auf beiden Füßen. Er dachte nicht mehr an den nächsten Schlag, er dachte an den baldigen Sieg. Uns beschrieb er es so: «Ich fing an, mein eigenes Werk zu bewundern.»

Es war wirklich nur der Bruchteil einer Sekunde, erkennbar erst in der verlangsamten Wiederholung. Aber diesen Moment der Unachtsamkeit nutzte Tyson,

um leicht in die Knie zu gehen und aus einer Position unterhalb von Douglas' Gürtellinie mit einem höllischen Aufwärtshaken nach oben zu schnellen.

Beim Boxen gibt es sogenannte Knock-out-Punkte, die wichtigsten sind Schläfe, Solarplexus, Leber, Kiefer und – besonders empfindlich – das Kinn. Wird eine dieser Stellen voll getroffen, reagiert der Körper mit Gleichgewichtsstörungen, Benommenheit oder sogar Bewusstlosigkeit. Bei einem Kinttreffer wird der Kopf so heftig und ruckartig bewegt, dass das Gehirn gegen den Schädelknochen schlägt. Es kommt zu einer Funktionsstörung, und um sich selbst zu schützen, schaltet sich das Gehirn ab. Der Boxer verliert das Bewusstsein.

Tyson traf Douglas perfekt an dem Knock-out-Punkt unterm Kinn. Der grosse Mann sackte zusammen und fiel hilflos und schwer nach hinten auf den Ringboden. Nichts war jetzt noch etwas wert, nicht die Vorbereitung, nicht die Taktik, nicht der bisher perfekt geführte Kampf. Mit einem einzigen Schlag hatte Tyson die Verhältnisse wieder geradegerückt. Er hatte keine Chance, aber er nutzte sie. *They will all go if you hit them right.*

Boxkämpfe haben etwas Pornografisches, schrieb Joyce Carol Oates, man starrt gebannt, in Erwartung eines vorsätzlichen Tabubruchs, und Boxen rührt tatsächlich an ein Tabu unserer Zivilisation: «Die Verletzung des Tabus der Gewaltanwendung («Du sollst nicht töten») ist unverhohlen, eindeutig und ritualisiert (...) das ist es, was Boxen so unheimlich macht.» Dabei ist Boxen, so Oates weiter, anders als Pornografie, nicht «gespielt», es ist ganz und gar real: Das vergossene Blut, der erlittene Schmerz, die bleibenden Schäden sind nicht vorgetäuscht. Jeder am Ring sah, dass Douglas wirklich getroffen worden war.

In Columbus sass Vater Bill mit Busters jüngerem Bruder Billy vor dem Fernseher. So beschreibt Billy uns die Szene:

«Mein Vater, das weiss ich noch ganz genau, sagte immer wieder: «Du darfst dich nie ausruhen. Denn was ist das Letzte, das Tyson macht, bevor er diese Erde verlässt? Er packt einen Uppercut aus.» Und genau das geschah in der achten Runde.»

Und dann geschah noch etwas: Buster Douglas war zu Boden gegangen, aber er war nicht bewusstlos. Er schlug mit der Faust auf den Ringboden, wütend über seinen

Fehler. Der Ringrichter schickte Tyson in seine Ecke, kniete sich zu Douglas und begann zu zählen.

Es folgten jene Sekunden, die vielleicht das wahre Wunder dieses wundersamen Kampfes darstellen:

Eins ... zwei ... drei ... vier ...

Die Regel besagt, dass der angeschlagene Boxer nach zehn Sekunden wieder stehen muss.

... fünf ... sechs ... sieben ...

Douglas lag noch immer am Boden.

... acht ... neun ...

Im letzten Moment richtete sich Douglas auf, genau bei «zehn» stand er wieder.

Zwei Dinge muss man wissen, um diese Situation richtig zu verstehen.

Douglas beherzigte in diesem Moment eine der ältesten Boxregeln: Du musst nicht bei «drei» auf den Beinen sein, sondern bei «zehn». Das heisst: Nutze die Zeit am Boden, um zu Kräften zu kommen.

Zweitens darf man nicht glauben, jeder Schlag von Mike Tyson setze einen ausser Gefecht. Er erwischte Douglas hart, aber nicht so hart, dass er ihn ausschalten konnte.

Später sollte auch über diese Szene eine hitzige Debatte an der Grenze zur Verschwörungstheorie geführt werden: Wenn man sich die alten Aufnahmen anschaut und mitzählt ab dem Moment, an dem Douglas zu Boden geht, vergehen zwölf oder dreizehn Sekunden, bis er wieder steht, nicht wie vorgesehen zehn. Meyran war ein erfahrener Ringrichter, zählte er versehentlich oder absichtlich falsch?

Don King, Tysons Promoter, reichte unmittelbar nach dem Fight Protest ein, der abgelehnt wurde: Meyran hatte regelkonform gehandelt, denn der Ringrichter darf erst mit dem Zählen beginnen, nachdem er den anderen Boxer in dessen Ecke geschickt hat. Der Freispruch half Meyran wenig: Er sollte nie wieder einen WM-Kampf zugeteilt erhalten und war darüber noch Jahre später verbittert.

In der Pause nach der achten Runde sass Douglas sichtlich geschockt auf dem Schemel in seiner Ecke. Russell redete auf ihn ein, Douglas schwieg. Alle, die im Tokyo Dome dabei waren und mit denen wir gesprochen haben, geben dasselbe zu Protokoll: Sie hatten das Gefühl, Douglas habe weder die Kraft noch den Willen, diesen Kampf zu Ende zu führen. Er war ein guter Boxer, aber eben kein Killer. Nicht wie Tyson und nicht wie sein Vater. Buster Douglas, sagen alle, hatte keine Chance.

Aber er nutzte sie.

Kaum war die neunte Runde eröffnet, stürmte Tyson nach vorne und landete eine heftige Linke an Douglas' Schläfe. Douglas antwortete mit einer Kombination gegen Tysons Kopf. Bei Rundenhälfte hatte er den Fight wieder im Griff. Geduldig und konzentriert bearbeitete er Tyson, ohne noch einmal schwer getroffen zu werden.

Gleichzeitig ging Tyson einfach nicht k. o. Wer immer noch dachte, Tyson sei nicht fit und nicht fokussiert, wurde eines Besseren belehrt. Joe Layden schreibt im Buch «The Last Great Fight», dass dies vielleicht sogar Tysons denkwürdigster und grösster Kampf war. Er weigerte sich unterzugehen.

Doch kurz vor Ende der zehnten Runde erwischte ihn Douglas innerhalb von Sekunden mit vier schnellen Geraden im Gesicht. Benommen stolperte Tyson auf Douglas zu. Der traf ihn mit einem brutalen rechten Aufwärtshaken. In diesem Moment überwand Douglas, für alle sichtbar, seine Hemmung, einen Gegner fertigzumachen. Er setzte nach: links, rechts, links. Der letzte Haken traf Tyson im Fallen.

Douglas begab sich in seine Ecke, auf den Füßen federnd wie zu Beginn des Kampfes. Meyran beugte sich über Tyson und begann zu zählen.

Eins ... zwei ... drei ... vier ...

Tyson, auf allen vieren, suchte blind nach seinem Mundschutz.

... fünf ... sechs ... sieben ...

Tyson fand den Mundschutz, stopfte ihn sich verkehrt herum in den Mund.

... acht ... neun ...

Tyson drehte sich zu Meyran, versuchte aufzustehen, aber fiel nach vorne und griff wie ein Betrunkener nach dem Arm des Ringrichters. Meyran signalisierte das Ende des Fights, dann schloss er Tyson in die Arme, als wolle er ihn vor all dem Unheil schützen, das bald über ihn hereinbrechen sollte.

In der anderen Ecke des Rings tanzten Johnson, Russell und McCauley wie Kinder um Douglas herum, der Ring füllte sich mit Journalisten, Funktionären, Fans. Fernsehmoderator Larry Merchant arbeitete sich zu Douglas vor und begann mit der offensichtlichsten, aber einzig richtigen Frage: «Warum haben Sie diesen Fight gewonnen, obwohl niemand dachte, dass Sie gewinnen würden?»

Douglas zögerte. Aus dem Hintergrund rief jemand: «Seine Mutter!»

Douglas blinzelte, versuchte die Tränen zurückzuhalten. «Meine Mutter», sagte er mit erstickter Stimme. «Meine Mutter ... Gott habe sie selig.» Er wischte sich mehrfach mit dem riesigen Boxhandschuh durchs Gesicht. Von hinten drückte John Russell seinem Boxer und Freund die Schulter.

Dann fing sich Douglas, schluckte die Tränen runter, sagte etwas über den Kampf. Plötzlich aber, als wäre ihm gerade etwas eingefallen, wandte er sich direkt zur Kamera und sagte:

«Dad ... das hier ist für dich. Ich liebe dich.»

Kapitel X: Chronik eines Absturzes

Mike Tyson kommt ins Gefängnis und reisst dann die Deutungshoheit über seinen Verfall an sich.

Was mit Mike Tyson nach seiner Niederlage geschah, ist bekannt. In zahllosen Interviews, Dokumentarfilmen, Talkshows, Podcasts, Comics, Büchern und TV-Sendungen wurde sein Schicksal durchleuchtet, ausgebreitet, seziiert und archiviert. Hier noch einmal die Chronik seines Abstiegs:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1992 wird er wegen Vergewaltigung der 18-jährigen Desiree Washington zu sechs Jahren Haft verurteilt. Er liest Dostojewski und Shakespeare und konvertiert zum Islam. Nach drei Jahren wird er vorzeitig entlassen.

1997 beisst er im Ring Evander Holyfield ein Stück Ohr ab. Der Kampf wird abgebrochen. Später findet man das Stück von Holyfields Ohr auf dem Ringboden. Tyson wird die Boxlizenz entzogen.

1998 Tyson verklagt seinen Promoter Don King auf 100 Millionen Dollar (und lässt die Klage sechs Jahre später fallen, gegen die Zahlung von 14 Millionen Dollar). Ein psychiatrisches Gutachten stuft Tyson als schwer depressiv ein, aber stabil genug, um zu boxen.

1999 wird Tyson zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, weil er einen 62-jährigen Mann schlug.

2000 streckt er in einem Kampf zuerst seinen Gegner und dann den Ringrichter nieder. Noch im Ring gibt er ein Interview, in dem er den damals stärksten Boxer, Lennox Lewis, herausfordert: «Ich bin der Beste aller Zeiten. Ich bin der brutalste und böartigste, der skrupelloseste Champion, den es je gegeben hat. Es gibt niemanden, der mich aufhalten kann. Mein Stil ist ungestüm, meine Verteidigung uneinnehmbar, und ich bin einfach nur wütend. Ich will sein Herz! Ich will seine Kinder essen!» (Lewis hatte keine Kinder.)

2002 kommt es endlich zum Kampf gegen Lewis. Mike Tyson ist chancenlos.

2005 folgt der (vorerst) letzte Fight seiner Karriere. Der Gegner heisst Kevin McBride, ein schwerfälliger Ire mit einer laschen, offenen Deckung – genau die Art Gegner, die Tyson in den 1980er-Jahren in der ersten Runde k. o. schlug. Aber Tyson ist nicht mehr der Boxer von einst, er steht nur noch im Ring, weil er Geld braucht. In der sechsten Runde rutscht er aus, der Ringrichter kniet sich zu ihm nieder und informiert ihn, dass er nicht angezählt sei und wieder aufstehen könne. Tyson bleibt einfach sitzen. «Zu spät schlau, zu früh alt», so beschreibt er sich selbst in seiner (vorerst) letzten Pressekonferenz.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ab 2005 konsumiert Tyson täglich Brandy, Kokain, Zolofit, Marihuana, Zigaretten und Morphinum. Er besucht Kliniken für Sexsucht und Drogensucht. Wird vegan. Wird clean. Wird rückfällig.

Doch plötzlich änderte sich etwas. Vor acht Jahren riss Mike Tyson die Deutungshoheit über seinen Verfall in einer erstaunlichen Volte an sich. Er begann, die Details seiner Geschichte selbst zu erzählen, statt sie von der Presse ausgraben zu lassen: erstmals 2012 in einer Broadway-Show, 2013 dann in seiner Autobiografie «Undisputed Truth». 2017 erwähnte er nebenbei in einem Fernsehinterview, dass er als Siebenjähriger sexuell missbraucht worden sei.

Man kann das als Versuch deuten, die Tragik durch Geständnisse aufzupolieren, man kann es aber auch als Einsicht eines Mannes lesen, der seine eigenen Abgründe akzeptiert und zugleich instinktiv verstanden hat, dass er den Medien den Wind aus den Segeln nimmt, wenn er von sich aus alles sagt.

Wenn man Mike Tyson glauben will, hat sein Wandel mit einer Drogenerfahrung zu tun. In einem Podcast-Interview erzählte er 2019, wie er eine Substanz namens 5-MeO-DMT konsumiert habe. Das Gift einer seltenen Krötenart ist der extreme Cousin des schamanischen Gebräus Ayahuasca. Während Ayahuasca als gemütliche Bootsfahrt an den Rand des Universums beschrieben wird, ist das Krötengift ein Raketenflug an denselben Ort. Er könne seither nichts mehr mit Boxen anfangen, sagte Tyson. Er schaue Videos von früher und erkenne sich nicht wieder. Er vermeide es zu trainieren, um nicht die Wut zu wecken, die in ihm schlummere.

Der Egomane, den Cus D'Amato in der Hypnose zum Leben erweckte, schien seinen Frieden gefunden zu haben.

Tyson hat kein elaboriertes Vokabular, er lispelt und verschluckt die Wörter, aber in diesem Gespräch glaubte man, einen geläuterten Mann zu hören, der im Alter von 53 Jahren feststellt, dass er – wie Buster Douglas – ein Boxer gewesen war, der keiner sein wollte.

Etwas mehr als ein halbes Jahr später, im Sommer 2020, verkündete dieser Mann sein Comeback.

Kapitel XI: Die Einsamkeit des Siegers

Buster Douglas verliert mehr, als er je hatte, seine Frau rettet ihm das Leben.

«Auf den Fight waren wir vorbereitet. Aber nicht auf das Danach», hören wir Buster Douglas sagen, plötzlich laut und deutlich. Eben verstanden wir ihn noch so schlecht, dass wir uns fragten, ob wir seinen Sohn Artie bitten sollten, die Musik leiser zu stellen.

Wir sitzen noch immer bei den beiden im Auto, dreissig Jahre nach dem Tyson-Fight. Es schneit, und die trockene Wärme der alten Klimaanlage lullt uns ein. Draussen zieht die graue Stadt vorbei.

«Hätte meine Mutter noch gelebt, wäre nichts von der ganzen Scheisse passiert», sagt Buster Douglas plötzlich.

Welche Scheisse?, fragen wir.

Die Scheisse, die Douglas meint: Als er nach dem Tyson-Fight wieder in Columbus landete, am 13. Februar 1990, begann eine Höllentour, die erst am 4. Juli 1994 endete, auf der Intensivstation des Grant Medical Center seiner Heimatstadt. Douglas, 180 Kilo schwer, war wegen eines Blutzuckerwerts von 850 Milligramm pro Deziliter ins diabetische Koma gefallen. Normal sind Werte bis höchstens 140 Milligramm.

Zwischen dem Kampf und dem Koma lag das, was wohl jeder durchmacht, der über Nacht weltberühmt wird: Leute, die du seit Jahren nicht gesehen hast, geben sich als beste Freunde aus. Fadenscheinige Menschen offerieren dir aus fadenscheinigen Gründen fadenscheinige Geschäfte. Du gehst feiern, obwohl du schlafen willst, und gerade wenn du denkst, dass du diese Party besser verlassen solltest, fällt dir ein, dass es deine eigene ist.

Keiner kann dich auf das vorbereiten, was kommt, du kannst nur hoffen, dass du dafür gemacht bist. Buster Douglas schien auf den ersten Blick ein guter Kandidat: Er lebte ein einfaches Leben und hatte nicht die Absicht, daran etwas zu ändern. Aber er

hatte auch eine Schwäche: Er konnte nicht Nein sagen. Und er hatte einen Manager namens John Johnson, der zu allem Ja sagte.

Johnson hetzte Douglas durchs halbe Land, keine Gelegenheit liess er aus, seinen Weltmeister zu präsentieren: in der «Tonight Show» von Johnny Carson, auf Partys in Las Vegas, als Celebrity-Schiedsrichter in einem Wrestling-Fight von Hulk Hogan. Douglas traf sich mit Clint Eastwood, der seine Geschichte verfilmen wollte, drehte Werbespots und liess sich bei einer Parade in Columbus von 25'000 Menschen feiern. Er jettete von New York nach Los Angeles nach Kansas City, aber nicht wie früher in der Economy Class, sondern standesgemäss, wie Johnson fand, in einem Privatjet.

«Mann, war das eine Wahnsinnsmaschine», sagt Douglas jetzt. «Aber all das wollte ich gar nicht. Ich wollte nach Hause.» Bei jedem anderen Schwergewichtsweltmeister würde man das wahrscheinlich als Koketterie abtun. Buster Douglas glaubt man aufs Wort.

So viel wie mit dem Tyson-Fight hatte Douglas nie zuvor in seinem Leben verdient: 1,3 Millionen Dollar. Doch das war wenig im Vergleich zu früheren Tyson-Herausforderern. Und es war noch viel weniger im Vergleich zu dem, was er für den nächsten Kampf bekommen konnte. Im Raum stand die höchste Summe, die je einem Titelverteidiger gezahlt worden war: 24 Millionen Dollar.

Bevor dieser Kampf stattfinden konnte, gab es allerdings einen anderen Kampf, vor Gericht, der selbst mit der Distanz von dreissig Jahren und dem Wissen aus zahllosen Zeitungsartikeln, Fernsehdokumentationen und Biografien noch immer nur schwer zu durchschauen ist.

Es gab vier Parteien: den Promoter Don King, den Casinobesitzer Donald Trump (der mit Tyson befreundet war), den Douglas-Manager John Johnson und Steve Wynn, den Manager des Casinohotels Mirage in Las Vegas.

Don King behauptete, er habe ein Mitbestimmungsrecht am nächsten Douglas-Fight.

Donald Trump behauptete, er habe die Rechte an einer Revanche Douglas–Tyson.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

John Johnson fand, die beiden hätten überhaupt keine Rechte, und unterzeichnete stattdessen einen Vertrag mit Steve Wynn und dem Mirage über einen Fight zwischen Douglas und Evander Holyfield.

Das Ganze nahm den Verlauf, der üblich ist, wenn zu viel Geld und zu viel Ego im Spiel sind: Johnson verklagte King, um die Alleinrechte an dem nächsten Douglas-Fight zu erhalten.

King verklagte Johnson auf Vertragsbruch.

Trump verklagte Johnson wegen Einmischung in den Vertrag zwischen Trump und King.

Am Ende einigten sich die Parteien: King bekam 4,5 Millionen von Wynn und dem Mirage. Trump bekam 2,5 Millionen von Johnson und dem Mirage. Johnson bekam den Douglas-Fight im Mirage. Und Douglas? Der bekam die 24 Millionen Dollar (abzüglich Johnsons Anteil), verlor jedoch ein halbes Jahr wertvolles Training. Er hatte keine Zeit, sich zu erholen, keine Zeit, um seine Mutter zu trauern, und die paar Leute, die ihn zuletzt begleitet hatten, stritten sich nur noch. All das zerstörte Buster Douglas.

«Es war das totale Chaos», sagt er. «Es ging um so viel Geld, wir liessen uns überwältigen und auffressen. Wir waren alle so stur.» Zum ersten Mal auf dieser Autofahrt durch Columbus dreht er sich zu uns um. «Wisst ihr, was härter ist, als erfolgreich zu werden? Erfolgreich zu sein. Wir waren ein Team, als wir uns auf Tyson vorbereiteten. Doch dann fielen wir auseinander. Wir schauten uns an wie Fremde.»

Douglas' Herausforderer Evander Holyfield war ein technisch versierter Halbschwergewichtler, der es mit extremem Training (und mithilfe von Steroiden, sagen manche) von 81 auf 90 Kilo geschafft hatte, das Mindestgewicht eines Schwergewichtlers. Der Kampf gegen Buster Douglas war seine erste Titelchance, mit religiösem Eifer bereitete er sich darauf vor. Douglas hingegen hatte zwischen all den Rechtsstreitigkeiten und Showterminen seine Lust am Boxen verloren. Während Holyfield Mühe hatte, schwerer als 90 Kilo zu bleiben, steuerte Douglas auf die 150 zu.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

«Ich wollte den Kampf absagen», versichert uns sein Trainer John Russell, «aber Buster sagte mir: <Ich werde nie mehr die Möglichkeit haben, so viel Geld zu verdienen.>»

Douglas war wieder der Boxer, der keiner sein wollte: Er wollte das Geld – die 24 Millionen Dollar machten ihn in jenem Jahr zum weltweit bestbezahlten Sportler –, aber er wollte nicht kämpfen.

Und so betrat am 25. Oktober 1990 ein schlecht trainierter, übergewichtiger Titelverteidiger das Mirage in Las Vegas zu einem Kampf vor 16'000 Zuschauern. Folgende Anekdote beschreibt seine Verfassung am besten: In der Umkleidekabine, keine Stunde vor dem Fight, nickte Douglas ein. Wie ein Kind, das vor Überforderung in den Schlaf flüchtet.

Der Kampf war eine kurze, traurige Angelegenheit. Holyfield erwies sich nicht nur als fitter, er war auch taktisch besser. Als er in der dritten Runde einem ungelungen Douglas-Uppercut leichtfüßig auswich und mit einer brutalen rechten Geraden antwortete, stürzte der Titelverteidiger zu Boden und griff im Fallen nach Holyfield, als suche er Halt ausgerechnet beim Gegner. Douglas rollte auf den Rücken und atmete schwer. Er wischte sich mit dem Handschuh übers Gesicht.

Einmal. Zweimal. Und noch ein drittes Mal. Aber nicht ein einziges Mal versuchte er, wieder aufzustehen. Er wollte nicht mehr.

«Ob er aufgegeben hat?!» John Russell schaut uns missmutig an. «Ganz ehrlich: Ich denke nicht. Ich denke, er wurde getroffen und ging zu Boden. Und als er am Boden war, sagte er sich: <Fuck it.>»

Douglas hatte sich mal wieder nicht an das Männlichkeitsskript der Boxwelt gehalten. Er war einfach liegen geblieben. Hatte keine Lust mehr gehabt auf den Schmerz. Und wieder hiess es: Er ist ein quitter. Aber sein Ziel hatte er erreicht: Er hatte den Jackpot. Und stand nun vor der Frage: Was tun mit so viel Geld?

Vor allem wollte er sich den Frieden erkaufen, den er nach dem Tyson-Kampf verloren hatte. Wieder vereint mit seiner Ehefrau Bertha und den Kindern, erwarb Douglas ein Anwesen in Marco Island, einem Fischerdörfchen in Florida. Die meisten

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Anwohner bewegen sich in dem von Kanälen durchzogenen Gebiet nicht mit dem Auto, sondern mit dem Boot. Douglas kaufte sich eines aus Teakholz und taufte es Lula Pearl, nach seiner Mutter. Seinen Frieden fand er trotzdem nicht.

Was machen Menschen, die unglücklich sind?

Mike Tyson trug seinen Frust, seine Wut und seine Trauer in die Öffentlichkeit. Douglas frass alles in sich rein. Im Wortsinn. «Es war etwas, das ich mit mir selber ausmachen musste», sagt er uns. «Ich wollte auf niemanden hören, konnte es mit niemandem teilen. Ich ass und trank einfach wie ein Wahnsinniger.»

Innerhalb von zwei Jahren legte er so viel Gewicht zu, dass ihn Freunde nicht mehr erkannten. Er wurde krank, doch er frass und soff weiter.

Am 4. Juli 1994 rief Bertha Douglas die Ambulanz, und auf dem Weg ins Krankenhaus fiel ihr Mann ins diabetische Koma. Er erzählt: «Als ich aufwachte, sah ich die Ärzte, wie sie mich anschauten und sich fragten: <Jesus, ist das wirklich er?> Sie waren angewidert, so fett war ich.» Douglas lacht bitter.

Er, der zwei Jahre alles mit sich selbst ausgemacht hatte, griff zum Telefon und wählte die Nummer seines alten Trainers John Russell: «Ich bin in Schwierigkeiten.» Russell, der selbst gerade erst vom Alkohol losgekommen war, stieg ins Auto und fuhr los. Sie verabredeten sich im Park. Douglas wog 180 Kilo.

«Wir laufen 400 Meter», sagte Russell. Nach zehn Metern blieb Douglas röchelnd stehen.

«Okay, wir gehen 400 Meter», sagte Russell.

Und so begannen die beiden. Irgendwann wechselten sie ins Gym. Kein Comeback. Nur ein bisschen Training. Doch nach einer Weile fragte Douglas, ob er wieder einmal gegen jemanden in den Ring steigen dürfe. Russell konnte ihm kaum den Kopfschutz aufsetzen, so fett war er. «Aber boxen – das konnte der Hurensohn immer noch», sagt Russell.

Und so kam es, dass der Mann, der 1994 beinahe gestorben wäre, zwei Jahre später und 70 Kilo leichter wieder im Boxring stand. Mit seinem Trainer Russell in der Ecke und dem stolzen Vater Bill an seiner Seite.

Es war ein kurzes, sportlich irrelevantes Comeback. Aber es rettete sein Leben.

Kapitel XII: Der Gefangene und der Ausbrecher

John Russell flüchtet von der Bühne, die Jazzkappelle stimmt ihre Instrumente.

Buster Douglas steht im Ballsaal des Hotels Hyatt, gross und schwer, er trägt einen schwarzen Anzug und einen breitrempigen Hut, den er den ganzen Abend nicht ablegen wird. Mehrere Hundert Leute sind gekommen, um das Dreissig-Jahr-Jubiläum seines Sieges gegen Mike Tyson zu feiern. Der Trubel scheint ihm unangenehm, doch die Gala dient einer guten Sache, vielleicht hat er ihr überhaupt nur darum zugestimmt: Es wird Geld für ein christliches Jugendzentrum gesammelt.

Was auffällt: dass auf der Bühne an diesem Abend nur Männer reden, abgesehen von Joyce Beatty, einem Mitglied des Repräsentantenhauses in Washington. Sie spricht über die Wirkung, die Buster Douglas noch immer auf viele schwarze Kids habe, weil er ihnen Mut mache, daran zu glauben, selbst die aussichtsloseste Situation überwinden und etwas erreichen zu können.

«Wenn du am Boden bist», sagt Joyce Beatty mit kräftiger Stimme und macht die Faust, «solltest du nicht aufgeben, sondern aufstehen. Ganz egal, wie klein deine Chancen sind. Das ist, was Buster Douglas uns gelehrt hat.» Sie spricht wie eine Priesterin, wie Oprah Winfrey. Und dann sagt sie: «Danke, dass du nie zu gross für uns wurdest.»

Es ist eine interessante Formulierung in einem Land, in dem es nie gross genug werden kann. In dem die Portionen, die Autos, die Menschen und die Geschichten, die wir über sie erzählen, immer larger than life sein müssen. Man ahnt sofort, dass die Abgeordnete gerade etwas Ungewöhnliches, fast Radikales gesagt hat.

Joyce Beatty dankte Buster Douglas dafür, dass ihm der Ruhm nie zu Kopf gestiegen ist, dass er nie vergessen hat, wo er herkommt. Sie dankte ihm, dass er den Kids nicht nur in der Erfüllung des amerikanischen Traums vom Aussenseiter, der Weltmeister wurde, ein Vorbild ist, sondern auch in dem, was danach kam. Wenn man

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

so will, bedankte sich Beatty bei ihm dafür, dass er sich dem Wahnsinn der Boxwelt entzogen hat. Und dass er auch darin den Kids ein Vorbild sein kann.

Douglas sitzt an einem Achteertisch bei der Bühne, neben ihm sein Bruder Billy und sein Freund John Russell. Seine Frau Bertha, die all die Jahre bei ihm geblieben ist, ist nicht da. Sie hasst den Boxsport und das Leid, das er über ihre Familie gebracht hat.

Als Douglas und sein früheres Team auf der Bühne eine Urkunde der Stadt entgegennehmen sollen, kommt es zu der unangenehmen Situation, dass vier alte Männer nebeneinanderstehen, die miteinander gebrochen haben. John Russell verlässt die Bühne als Erster, fast fluchtartig. Auch Douglas ist sichtlich erleichtert, als er wieder Platz nehmen darf.

John Johnson, seinen Ex-Manager, hingegen muss man beinahe von der Bühne bitten, so ausführlich beantwortet er die Fragen des Moderators. Nach einer halben Stunde geht er, seinen Freund J. D. McCauley, den anderen Trainer, im Rollstuhl vor sich herschiebend.

Der offizielle Teil des Abends ist vorüber, die Jazzband stimmt ihre Instrumente, wir gehen von Tisch zu Tisch. John Johnson schwört beim Grab seiner Mutter, dass Russell nur ein kleines Licht in der Ringecke war, angeheuert wenige Wochen vor dem Kampf als Assistent des eigentlichen Trainers: J. D.

Russell hält dagegen: «J. D. hat Buster sechs Jahre lang trainiert, aber erst als ich dazukam, wurde Buster fit.» Er flucht und schwitzt, die Vorwürfe nagen an ihm. Aber dann wird seine Stimme weicher: «Ich bin nur hier, weil Buster mich angefleht hat zu kommen. Gestern Abend waren wir essen, nur wir beide. Das bedeutet mir mehr als alles andere.»

Dann nähern wir uns J. D. McCauley, er wirkt erschöpft. Einer seiner Söhne gibt uns ein Zeichen, ihn zu schonen, aber McCauley will mit uns reden: «Was damals passiert ist», flüstert er, «macht mich traurig. Ihr habt es gerade erlebt: Das wirkt alles bis heute nach. Ich bin nicht mehr glücklich, ich trage nicht einmal mehr meinen Weltmeisterring.»

Und Douglas? Vielleicht ist er ja tatsächlich der Beweis, dass das Leben dem Boxen ähnelt, weil man im alltäglichen Wahnsinn endlose Kämpfe in vielen Runden durchstehen muss, und wenn es zum Schlagabtausch kommt und man zu Boden geht, steht man halt wieder auf. Doch seine Geschichte zeigt auch etwas anderes: Sich einen Traum zu erfüllen, bedeutet nicht, dass man danach nie mehr unglücklich ist.

Was bleibt vom grössten Aussenseitersieg in der Sportgeschichte? Ein Gefangener des Systems, Mike Tyson, der ein Comeback plant. Und ein Ausbrecher aus dem System, Buster Douglas, der jeden Tag mit seinem ehemaligen Trainer telefoniert, ohne ein Wort übers Boxen zu verlieren.